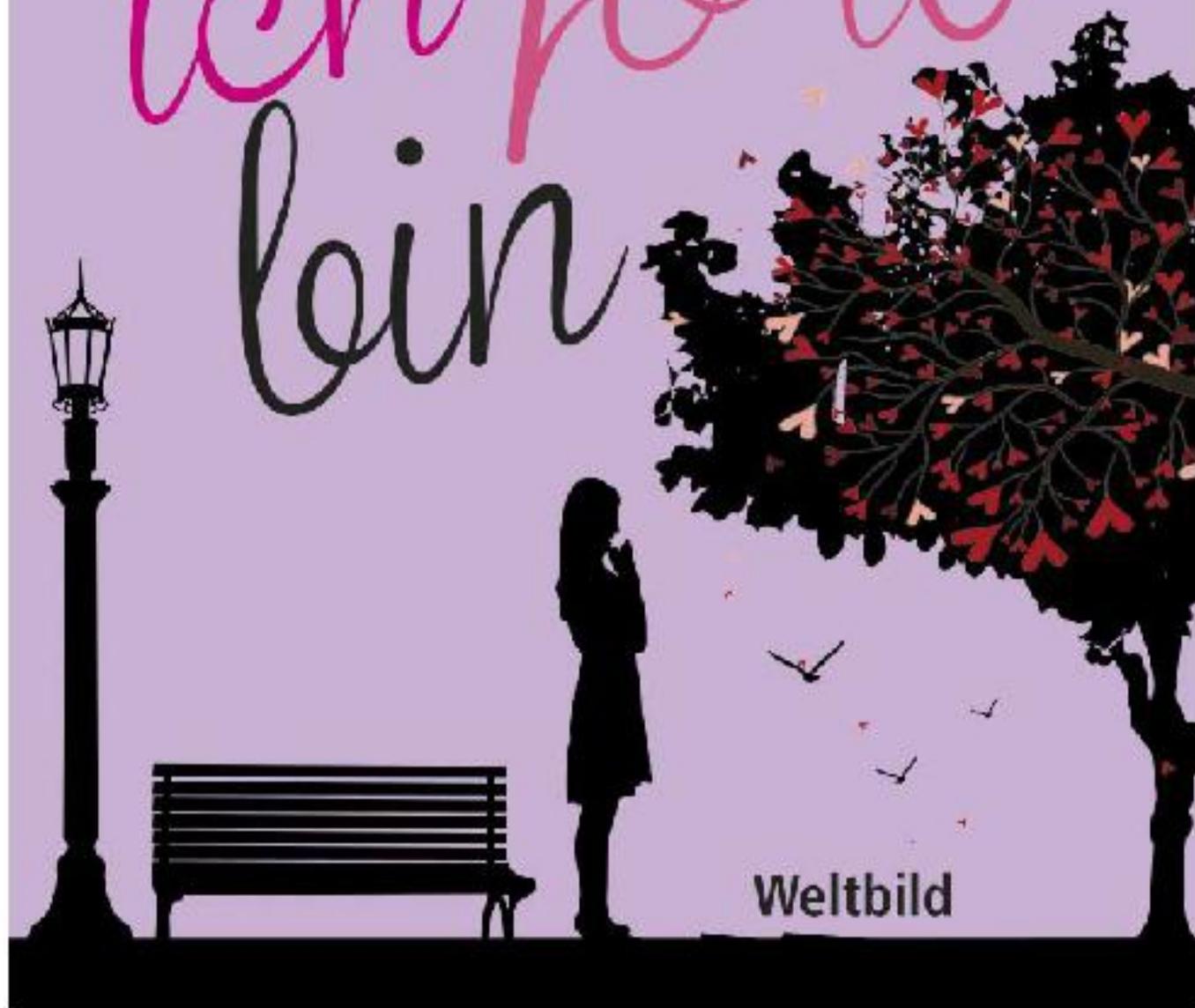


SHEILA CURRAN

Wenn
ich fort
bin



Weltbild

Penelope Cameron hat sich ein Leben lang viel zu viel Sorgen um ihre Lieben gemacht. Ihrem Mann Joey und ihren vier besten Freundinnen hat sie sogar ein Versprechen abgerungen: Sollte Penelope sterben, bevor ihre beiden Töchter erwachsen sind, wird ihr Mann nur dann wieder heiraten, wenn die vier Frauen mit seiner Wahl einverstanden sind. Jahrelang wurde dieser Pakt belächelt, doch dann geschieht das Udenkbare ... Lucy Vargas, Penelopes beste Freundin, zieht zu der verwaisten Familie und hilft, wo sie kann. Aber gerade als ihr Leben in geregelte Bahnen kommt, taucht ein Problem auf, mit dem niemand gerechnet hat – außer vielleicht Penelope.

»Ein witziges, warmherziges Buch voller Charaktere, die uns zum Lachen bringen und uns das Herz brechen.«

Jodi Picoult

Sheila Curran

Wenn ich fort bin

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Theresia Übelhör

Weltbild

Die Autorin

Sheila Curran lebt mit ihrem Mann und ihren Kindern in Tallahassee, Florida. Mehr über die Autorin erfahren Sie unter www.sheilacurran.com.

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2009 unter dem Titel Everyone She Loved bei Atria Books, New York.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Vollständige E-Book-Ausgabe der bei Weltbild erschienenen Print-Ausgabe.

Copyright © 2015 by Weltbild Retail GmbH & Co. KG,
Steinerne Furt, 86167 Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 2009 by Sheila Curran

Published by arrangement with the original publisher, Atria Books, a division of Simon & Schuster, Inc., New York.

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2012 by Verlagsgruppe Weltbild GmbH, Steinerne Furt, 86167 Augsburg

Übersetzung: Theresia Übelhör

Covergestaltung: Atelier Seidel – Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: © Thinkstockphoto

E-Book-Produktion: Uhl + Massopust, Aalen

ISBN 978-3-95569-861-4

Für John Corrigan, meinen Lieblingspiraten, ohne den die meisten Abenteuer des Lebens an mir vorbeigegangen wären. Danke für die vielen Jahre, die du mich ausgehalten hast, und dafür, dass du ein so wunderbarer Vater bist und mich auf Trab hältst. Du bist meine große Liebe.

Nachtrag zum Testament

Ich, Joseph Adorno, stimme hiermit folgender Vereinbarung zu: Falls meine Frau, Penelope Cameron May, vor der Volljährigkeit unserer Töchter sterben sollte, werde ich nicht wieder heiraten oder mit einer Frau in eheähnlicher Gemeinschaft zusammenleben, ohne die schriftliche Zustimmung der Mehrheit der unten aufgelisteten Personen einzuholen.

Gezeichnet: Joseph Adorno

Wir, die Freundinnen und Angehörigen von Penelope Cameron May, sagen hiermit zu, die von Joseph Adorno gewählte Partnerin einer ehrlichen und gründlichen Eignungsprüfung zu unterziehen, da sich seine Wahl auf Gesundheit und Glück von Tessa und June Cameron Adorno auswirken könnte.

Gezeichnet: Lucy Vargas, Martha Templeton,
Susannah Newsome, Clover Lindstrom

Ausführungsbestimmungen:

- Der Bruch dieser Vereinbarung führt zum sofortigen Ausscheiden Mr Adornos aus allen Vorstandsämtern der Cameron-Stiftung sowie zum Verlust der jährlichen Vergütungen und/oder des durch die Ehe erworbenen Erbanteils.
- Alle Parteien werden die jährlichen Vergütungen für Mr Adorno und die Auszahlung des durch die Ehe erworbenen Erbanteils von fünfzehn Millionen Dollar für den Fall überwachen, dass unter oben genannten Unterzeichneten Einmütigkeit herrscht.

Vorspiel

Penelope Cameron May verfügte über mehr Geld als Gott, was ihr Bedürfnis erklären könnte, von Zeit zu Zeit Gott zu spielen. Nach der Geburt ihrer Töchter verstärkte sich diese Regung sogar noch. Sie fügte ihrem Testament einen Nachtrag hinzu, in dem sie ihre Stiefschwester und ihre drei besten Freundinnen aus dem College als Garantinnen dafür berief, dass ihr Ehemann im Falle ihres frühzeitigen Todes nicht die falsche Frau heiratete.

Anfangs hatte Joey über den rechtlichen Schritt seiner Frau gelacht und ihn als »postmortale Fernsteuerung« bezeichnet. Penelope aber sagte, sie betrachte ihn lieber als Sicherheitsnetz.

Man könnte alle möglichen Erklärungen für Penelopes Testamentsnachtrag anführen, doch die naheliegendste war die Tatsache, dass ihr gramgefüllter Vater, nachdem ihre Mutter an Eierstockkrebs gestorben war, ein sonnengebräuntes Flittchen aus dem Süden geheiratet hatte. Mit großen Brüsten, aber hartem Herzen. Die Ehe hatte nicht sonderlich lange gehalten. Allerdings können einer durch den Tod der Mutter aus der Bahn geworfenen Sechsjährigen zwei Jahre durchaus wie eine Ewigkeit vorkommen.

Als die zweite Frau mit einem anderen Mann davonlief und ihre eigene Tochter aus einer früheren Beziehung zurückließ, sodass auch diese von Penelopes Vater großgezogen werden musste, wurde Penelopes Sicherheitsbedürfnis nur weiter verstärkt. Das war eine Prägung, die nicht einmal das Glück ihrer eigenen Ehe auszulöschen vermochte.

Nach Penelopes Einschätzung gefährdete romantische Anziehungskraft die Fähigkeit eines Elternteils, vernünftige Entscheidungen zu treffen. Sie ordnete deren Wirkung irgendwo zwischen dem falschen Hochgefühl ein, das durch das Rauchen von Crack hervorgerufen wird, und dem halluzinatorischen Optimismus nach dem Genuss von Ecstasy.

Dass ihr Mann, Joey Adorno, der Inbegriff eines guten Fangs war, half da auch nicht weiter. Er war elegant, lustig und hielt stets sein Wort, und darüber hinaus sah er aus, als käme er direkt von einem Fotoshooting für eine Unterwäschereklame. Dazu kam das kleine Vermögen, das er erben würde. Man konnte sich unschwer vorstellen, wie Aschenputtels Stiefmutter sich in ihrer kleinen Küstenstadt niederließ und geduldig darauf wartete, dass ihr der schöne Fisch ins Netz ging.

Nicht etwa, dass Joey dumm gewesen wäre, allerdings hätte Penelope eingewandt, dass auch ihr Vater das nicht gewesen sei. Marcus hatte seine Tochter abgöttisch geliebt, und dennoch hatte er unüberlegt geheiratet und den denkbar schlechtesten Ersatz für ihre Mutter gewählt. Wenn es um Frauen ging, konnten Männer leicht hinters Licht geführt werden. Basta. Das war eine postmoderne, politisch inkorrekte, aber trotzdem absolut offenkundige Wahrheit.

Nicht nur ihr Kindheitstrauma hatte Penelope das gelehrt. Nein. Es war etwas anderes, ein streng gehütetes Geheimnis, ein Grund, sich zu schämen. Im Gegensatz zu ihren

anderen Charakterschwächen, die Penelope bei jeder Gelegenheit ungeniert analysierte, gab es da eine ärgerliche, schreckliche und dumme Sache, die sie getan hatte und über die nicht ein einziges Mal am Ende eines fantastischen Mahls bei Portwein und Käse ausführlich diskutiert wurde. Dieser Fehler war etwas, was Penelope so tief zu vergraben versucht hatte, wie sie nur konnte, nicht nur sich selbst zuliebe, sondern zum Wohle aller, die sie liebte. Das hatte sie damals zumindest geglaubt.

Doch um eine bereits verworrene Geschichte nicht weiter zu komplizieren, wollen wir es bei der Feststellung belassen, dass Penelope mehrere Gründe hatte, ihre Familie im Falle ihres Todes absichern zu wollen. Was Joey anbelangte, so hatte er nie daran geglaubt, dass das Dokument, das er zusammen mit Lucy und den anderen unterzeichnet hatte, jemals etwas anderes sein würde als ein Beruhigungsmittel für die ausufernde Fantasie seiner Frau.

Schließlich wusste jeder, dass Penelope ein bisschen theatralisch und affektiert war, wenn es um Angelegenheiten ging, die sie nicht unter Kontrolle hatte. Sie kultivierte eine Untergangsstimmung, über die man mit ihr zusammen lachen konnte. Sie wusste genau, wie umwerfend komisch sie war, das arme reiche Mädchen, das von seiner neurotischen Fantasie gequält wurde. Das Mädchen, das sich lieber mit der Wahrscheinlichkeit von Magenkrebs und Autounfällen beschäftigte als mit Liebeleien und der Bestenliste Schweizer Pensionate.

Es gehörte einfach zu ihrer Masche, wie ihre beste Freundin, Lucy Vargas, es nannte, dieses Liebäugeln mit einem verfrühten Tod. Sie alle hatten es lachend abgetan, ihr Mann und ihre Freundinnen, und sich gegen ihre Wahnvorstellungen miteinander verbündet. Doch Penelope hatte sie mürbe gemacht, bis sie an einem angemessen düsteren und feuchten Abend schließlich einwilligten, den Testamentsnachtrag zu unterzeichnen. Denn immerhin war dieses spezielle Jahr für Penelope ein außergewöhnlich schlechtes gewesen. Nicht nur, dass ihr Vater im Alter von sechzig Jahren an einem Herzinfarkt gestorben war. Auch ein Flugzeug, in dem sie wenige Wochen danach gesessen hatte, war beinahe verunglückt, weil sich das Fahrgestell nicht hatte ausfahren lassen.

Jahre später, als alles auseinanderzufallen begann, sollte selbst Joey zugeben müssen, dass er als Erster klein beigegeben hatte. Etwas war über ihn gekommen – eine Art kurzfristiger Schwäche. Oder handelte es sich um eine übersteigerte Fantasie? Wie albern diese lächerliche Angst auch sein mochte, sie war es sicher nicht wert, dass seine Frau ihretwegen nachts wach lag. Sie musste gewusst haben, dass er sie bei Laune halten wollte, als er diesen lächerlichen Vertrag unterzeichnete. Damals schien es einfach eine Gefälligkeit zu sein.

Zu dem Zeitpunkt, als Joey und Penelopes Freundinnen sich im Büro des Notars versammelten, um die offiziellen Dokumente zu unterzeichnen, war Joey bereits dazu übergegangen, das Komitee seiner Frau als die Viererbande zu bezeichnen. Das war ein Begriff, mit dem er ursprünglich Penelope und ihre Schlafsaalkolleginnen aus Collegezeiten bedachte. Damals beherrschte Chinas berüchtigte politische Junta die Nachrichten, und viele von Penelopes Entscheidungen waren allem Anschein nach von

ihren drei besten Freundinnen bestimmt, nicht jedoch von ihrem liebeskranken Freund.

»Lass es mich wissen, wenn ihr beschließen solltet, dass wir heiraten«, hatte er in ihrem vierten Jahr am College festgestellt, nachdem sie seine Abschlussarbeit, ohne ihn zu fragen, für den Universitätspreis eingereicht hatte. »Vielleicht würde ich mir ja gern einen Anzug machen lassen.«

»Sei unbesorgt, ich kenne deine Größe«, hatte Penelope lachend erwidert.

In dem Jahr, in dem sie sich kennenlernten, hatte sie die meisten seiner Kleidungsstücke durch Sachen aus dem Katalog ersetzt, die denen glichen, die er zuvor getragen hatte. Abgesehen von der verräterischen Weichheit der Stoffe und der Marken, die er bis dahin nur aus Zeitschriften gekannt hatte. Wäre er der Einzige von ihrer Großzügigkeit Bedachte gewesen, hätte er es ihr womöglich übel genommen, aber sie hatte das Gleiche für ihre Freundinnen und sogar für einige ihrer Lieblingsdozentinnen getan. Joey wusste, dass es eben Penelopes Art war.

Nach ihrem Collegeabschluss war es nur eine Frage der Zeit gewesen, bis es Penelope gelang, die restlichen Mitglieder der Viererbande dazu zu bewegen, zu ihr in den Süden nach Omega, Florida, zu ziehen. In die Stadt, in der sie aufgewachsen war. Omega mit dem bezaubernden Marktplatz, der Meeresbrise und der Südstaatenarchitektur lag nur einen Steinwurf vom Atlantik und der Grenze zu Georgia entfernt.

Im Gegensatz zu so vielen verschlafenen Küstenstädten war diese nicht von Touristen überlaufen oder bis auf den letzten Quadratmeter zugepflastert. Nein, denn Omegas Wohlergehen stützte sich auf die sauberste Industrie von allen, auf die Philanthropie in Form der Cameron-Stiftung. Das Malerische der Gegend war dank Generationen von Rechtsanwälten der Stiftung erhalten worden, die die Mission der Wohltätigkeitseinrichtung in Sachen Umwelt und Wirtschaft ziemlich ernst nahmen. Das Beste daran war, dass der Ort sich wegen der günstigen Lebenshaltungskosten und einer Reihe von Stipendien für kreative einheimische Talente zu einem wahren Künstlerparadies entwickelt hatte.

»Mensch, hier lebt man so billig, dass ihr es euch nicht leisten könnt, woanders zu wohnen«, hatte Penelope lachend festgestellt.

In Lucys Fall, die ein mehrjähriges Künstlerstipendium erhielt, entsprach das der Wahrheit, obwohl Lucy gar nicht lange gelockt zu werden brauchte. Schließlich lag Omega nahe bei Charleston, ihrer Heimatstadt. Penelopes Anwesenheit war gewiss das Sahnehäubchen, versüßt durch einen Anstellungsvertrag für Susannah und Martha bei der Cameron-Stiftung.

Neidische Betrachter hätten Einwände gegen Penelopes Entscheidung erheben können, ihren eigenen Ehemann und ihre Freundinnen einzustellen. Doch alle ihre Bewerber brachten für diese Posten gewisse Eigenschaften mit, die den Anforderungen der Stiftung genau entsprachen. Joey hatte seinen Collegeabschluss in den beiden Hauptfächern Politikwissenschaft und Soziologie abgelegt. Susannah errang Bestnoten in Finanzen und Buchhaltung, und Martha hatte an der Universität von Virginia eine juristische Zeitschrift herausgegeben, die Law Review. Niemand konnte die Qualifikation der Kandidaten

infrage stellen, auch wenn der Verdacht nahelag, dass jede der Bewerberinnen von Penelope vom Zeitpunkt ihres Kennenlernens an für die Führung einer großen internationalen Stiftung präpariert worden waren.

Selbstverständlich zögerten ihre Freundinnen nicht lange. Welcher vernünftige Mensch hätte sich die Chance entgehen lassen, für die legendäre Cameron-Stiftung zu arbeiten? Fürs Geldausgeben bezahlt zu werden? Für zahllose lohnenswerte Projekte? Um die Welt zu fliegen, um vor Ort die guten Werke für die Armen, Kranken und Benachteiligten zu inspizieren? Das war eine nutzbringende Art, Gott zu spielen.

Lucy war die einzige Ausnahme bei dieser Masseneinstellung. Ihr künstlerisches Talent wäre bei der Stiftung vergeudet worden. Stattdessen hatte Penelope es sich zur Aufgabe gemacht, Lucys Karriere als Malerin voranzutreiben, indem sie Kontakte zu Galerien und Museumskuratoren herstellte sowie andere nützliche Beziehungen knüpfte. Als Lucy schließlich das Kontingent an Einjahresstipendien der Stiftung ausgeschöpft hatte, bekam sie von Penelope eine große Fremdenpension geschenkt, die seit Generationen im Besitz der Familie ihres Vaters gewesen war.

»Du brauchst eine verlässliche Einkommensquelle«, hatte Penelope unverblümt festgestellt.

Sie tat so, als sei das Geschenk, das sie Lucy gemacht hatte, ein kleiner, aber praktischer Gegenstand wie eine Kaffeemaschine oder ein Wecker, und nicht jene Art von Geschenk, für dessen Abwicklung es eines Rechtsbeistands, stapelweiser Dokumente und wochenlanger Überzeugungsarbeit bedurfte.

Lucy hatte zunächst verlegen reagiert, obwohl sie wusste, wie sehr es ihren Bedürfnissen entgegenkam. »Kommt gar nicht infrage. Ich würde mich ausgehalten oder dergleichen vorkommen.«

»Ach, sei still, Lucy. Du weißt, dass ich mehr habe, als ich in zwanzig Leben ausgeben kann. Warum darf ich deine Kunst nicht unterstützen?«

In Penelopes Augen hatte eine solche Großzügigkeit nicht direkt etwas mit Adel verpflichtet zu tun, eher etwas mit Wie gewonnen, so zerronnen. Allerdings wollte es das Schicksal, dass diese Redewendung eines Tages einen höchst unglücklichen Wahrheitsgehalt bekommen sollte.

Acht Jahre nach der Unterzeichnung des Nachtrags zum Testament ihrer besten Freundin feierte Lucy Vargas zusammen mit ihren engsten Vertrauten und einer völlig Fremden ihren vierzigsten Geburtstag. Die Fremde, eine Tanzlehrerin und Ernährungsberaterin, die im neuesten Fitnessclub der Stadt unterrichtete, war zusammen mit dem Geschenk aufgegabelt worden, das Lucy gerade auspackte: eine kleine Schachtel in Armbandgröße, eingewickelt in Goldfolie und mit einem weißen Organzaband verziert.

Das Geschenk war von Penelopes Stiefschwester, Clover Lindstrom, eingepackt worden, die stolz auf ihre Kreativität und auf den Gast war, den sie zu Lucys Fest angeschleppt hatte. Wer sonst wäre auf die Idee gekommen, einen Gutschein zur Gewichtsabnahme als Geschenk zu einem vierzigsten Geburtstag mitzubringen?

Ja, wer wohl?, überlegte Lucy, und ihre Wangen liefen rot an, was die Fremde veranlasste, sich zu fragen, ob Clovers Großzügigkeit das Geburtstagskind wohl in Verlegenheit brachte. Diese Frage war völlig fehl am Platz – wie so viele andere, die sich der Überraschungsgast stellen sollte.

Zunächst einmal war Lucy keine Frau, die so ohne Weiteres errötete. Im Gegensatz zu den meisten anderen Rothaarigen auf der Welt besaß ihre Haut den gleichmäßigen Bronzeton zahlloser Generationen ihrer spanischen Vorfahren. Das war nicht jene Art von zartem, ehrlichen Teint, der die Gefühle der Besitzerin bei jeder Gelegenheit verrät.

Übrigens hätte ein aufmerksamer Beobachter bemerkt, dass die farbliche Veränderung an Lucys schmaler Nase begann, von ihren fein geschwungenen Nasenflügeln aufstieg und sich über ihren ausgeprägten Wangenknochen ausbreitete. Danach wanderte sie bis zu diesen unnatürlich dunklen sephardischen Augenbrauen hinauf, die für diesen besonderen Anlass ihrer südländischen Üppigkeit beraubt und zurechtgezupft worden waren.

Nein, Lucy war keine Frau, die schnell errötete. Auch war sie kein undankbares Wesen. Sie wusste genau, wie glücklich sie sich schätzen konnte als Besitzerin dieses schönen großen Hauses am Meer, umgeben von Freunden aus Collegezeiten, eine Malerin, die sich in der Welt der Kunst etabliert hatte. Ihr Glück war wahrlich nicht zu verachten.

Warum musste Lucy sich stattdessen so anstrengen, um nicht loszuweinen?

Reagierte sie empfindlich wegen ihrer üppigen Figur? Oder weil sie vierzig wurde, ohne einen Ehemann zu haben, geschweige denn Kinder? Das hätte die nächste Spekulation des Überraschungsgastes sein können, dachte sie über Lucys leichtes Zögern, den Mangel an Überzeugung nach, mit der sie ihr Glas in Richtung ihrer Freundinnen erhob.

Nein, kein Kummer dieser Art erklärte die Traurigkeit, die sich nur im plötzlichen Kippen von Lucys Whiskeyglas offenbarte, in der Art und Weise, wie sie zusammenzuckte, als die braune Flüssigkeit ihre Kehle hinabrann.

Es passierte noch immer, seit nunmehr zwei Jahren. Egal wie oft sie feststellte, dass sie von dem gleichen unmöglichen Verlangen aus dem Hinterhalt überfallen wurde. Lucys

erster Gedanke, als sie die kunstvoll verpackte Schachtel öffnete, war der freudige Impuls gewesen, Penelope anzurufen und ihr das Neueste von Clover zu erzählen, worüber sie beide vor Lachen gebrüllt hätten.

»Du bist ein solches Mitstück.« Lucys unausgesprochener Tadel war gegen sich selbst gerichtet. Das intime Kosewort, bei dem sogar Bewunderung mitschwang, hatten sich Lucy und Penelope schon seit Collegezeiten immer wieder liebevoll zugeworfen. »Du Miststück«, hatten sie gekräht und einander umarmt. Ihnen hatte die Art und Weise gefallen, mit der das Wort genau wie das Gegenteil dessen klang, was sie eigentlich meinten.

In jüngster Zeit hatte Lucy sich dabei ertappt, wie sie das Wort als eine Art Trost und zugleich als Vorwurf immer wieder zu sich selbst sagte. Sich unmöglich aufzuführen stand im Augenblick außer Frage, bedingt durch die Anwesenheit von Penelopes Familie, die ihr Bestes tat, um sie an diesem besonderen Tag glücklich zu machen.

Tessa, vierzehn Jahre alt, hatte ein Bild von Lucys Elternhaus in Charleston gemalt und es peinlich genau aus einem ihrer Familienalben abgezeichnet. June, zehn Jahre alt, hatte das Speisezimmer mit Krepppapier und Luftballons geschmückt. Joey, dessen Stimme aufgrund einer bösen Erkältung ganz heiser war, hatte den feierlichen Anlass genutzt, um eine ergreifende Anekdote darüber zum Besten zu geben, wie er Lucy und Penelope an der Universität von Virginia kennengelernt hatte.

Die anderen Geburtstagsgäste um den Tisch hatten ihre eigenen Geschichten aus alten Zeiten beigesteuert. Martha und Susannah hatten an denselben wüsten Orgien teilgenommen, von denen Joey so nostalgisch schwärmte, und Sateesh, Marthas Ehemann, hatte diese Geschichten schon so oft gehört, dass er den Eindruck hatte, selbst zu den Alumni zu zählen.

Clover, Penelopes Stiefschwester, hasste es, wenn die Leute das Thema Universität zur Sprache brachten, weil sie es trotz des Einsatzes ihres Adoptivvaters nicht geschafft hatte, zur Universität zugelassen zu werden. Vielleicht war das der Grund, warum Clover, nachdem Lucy das Geschenk ausgepackt hatte, aufstand und sich räusperte. Sie rollte eine große dunkelrote Schriftrolle auf, die sie mit silbernen Buchstaben beschrieben hatte.

»Lucy, ich habe ein Gedicht für dich verfasst«, sagte sie. »Ich wollte eigentlich noch eine Melodie dazu schreiben, aber mir hat die Zeit nicht gereicht.«

Clover legte sich die manikürte Hand aufs Herz.

Wäre Penny noch bei uns, so würde sie sagen:
Wir fliegen nach Paris, wir werden es wagen.
Bis dahin lasst uns das Schlemmen verdammen,
und unser Französisch wird auch ganz chic.
Ich und ihr, wir gehen zusammen,
beste Freundinnen durch dünn und dick.

Clover stand da, und ihre schlanke Figur wurde durch eine hellbraune Caprihose und ein

passendes Oberteil betont. Sie hielt die Hände gefaltet, ihre Augen glänzten vor Rührung. Dankbar schien sie, in der Lage gewesen zu sein, Lucy ein solch nützliches Geschenk zu machen.

»Ich weiß gar nicht, wie ich dir danken soll«, sagte Lucy ernst und zwickte sich dabei in die Innenseite ihres Ellenbogens. Sie konnte nicht zu Martha oder Susannah hinüber schauen, sonst hätte sie losgelacht. Dann wären sie alle den Rest des Abends gezwungen gewesen, Clover zu trösten, deren Unsicherheit sogar noch ihre Unwissenheit übertraf. Zumindest wenn es darum ging, Lucys empfindliche Stellen zu treffen.

Das war etwas, was Lucy niemals laut aussprechen würde. Trotzdem beschlich sie von Zeit zu Zeit dieser Gedanke. Seit jenem berühmten Abend vor acht Jahren, als Penelope es schließlich geschafft hatte, sie alle zur Unterzeichnung des Testamentsnachtrags zu überreden. Doch anstatt damit ihre Ängste zu beruhigen, wie es eigentlich zu erwarten gewesen war, schien ihre Kapitulation anfänglich Penelopes Pessimismus nur zu bestärken. Sie hatte den ganzen Abend damit verbracht, ihnen wieder einmal genau die Dinge einzutrichtern, um die sie sich im Falle ihres Todes zu kümmern hatten. Dazu gehörte die ganze Leier, dass sie sowohl für die arme Clover als auch für Tessa und June zu sorgen hätten. Bis der Abend zu Ende war, hatte sie jedem von ihnen zahlreiche Versprechen abgerungen. Versprechen, von denen keiner erwartete, sie jemals einhalten zu müssen.

Selbst Penelope, deren Fantasie beeindruckend war, hatte nicht ahnen können, wie sich die Dinge entwickeln würden. Sie war einfach sie selbst, liebenswert besorgt. Nichts machte ihr mehr Freude, als über ihren bevorstehenden Tod durch einen Flugzeugabsturz, einen Autounfall, Killerbienen oder einen sich als Migräne maskierenden Hirntumor zu sprechen – es sei denn, es ging um ihre Grabinschrift oder ihre Beerdigung.

»Lasst Clover singen. Sie wird im Zentrum der Aufmerksamkeit stehen.«

»Eine Engelsstimme kommt nirgends besser zur Geltung als auf einer Beerdigung.«

Lucy spielte damit auf ein Kompliment an, das Clover als Teenager einst erhalten hatte und das sie bei jeder Gelegenheit ins Gespräch einfließen lassen musste. Egal wie unpassend es war, egal wie wenig es zum Thema gehörte.

»Sei nicht gemein«, hatte Penelope sie ausgeschimpft, von Gewissensbissen überwältigt, dass sie über Lucys gefühlvolle Verzückung, ihre gespielte Verehrung, ihre gewählte Aussprache gelacht hatte.

Wenn Lucy eines bewusst war, dann die Tatsache, wie sehr alle Clover mochten, auch wenn sie alle in den Wahnsinn trieb. Das war in erster Linie Penelopes Verdienst. »Ach, hör auf, dich schuldig zu fühlen, du hast es toll gemacht mit ihr. Besser als ihre eigene Mutter, verdammt noch mal.«

»Gemeiner kann man ja auch kaum sein, Schätzchen«, hatte Penelope gemurmelt.

Für Penelope hatte das Gottspielen gewisse Nebenwirkungen, denn ihre Meinung über die menschliche Natur war geradezu übernatürlich nachsichtig. Clover mochte auf die meisten Menschen zwar oberflächlich, ja geradezu dumm gewirkt haben, doch Penelope hatte mit angesehen, wie ihrer Stiefschwester von klein auf Schaden zugefügt worden war. Zum

einen war da die Tatsache, dass Clovers Mutter sie schließlich im Stich gelassen hatte. Zum anderen hatte es die zwei Jahre davor gegeben, in denen Tabitha mit Penelopes Vater verheiratet gewesen war. Diese Zeit pflegte Penelope als »Herrschaft von Kasteiung, Körperkult und Kosmetik (wegen des Dreiklangs ...)« zu bezeichnen. Die liebe Mommy ignorierte die Kinder entweder völlig oder präparierte sie gnadenlos für regionale Kinderschönheitswettbewerbe. Zu dem Zeitpunkt ihres letzten Wettbewerbs in Savannah hatte Tabitha bereits ihren nächsten Ehemann kennengelernt, einen Magnaten aus Montgomery, der Sportjachten verkaufte. Der Mann hatte offensichtlich nichts für Kinder übrig, doch solche Erkenntnisse gingen weit über den Horizont der sechsjährigen Clover hinaus. Nein, für Clover war die Erklärung ganz einfach. Da sie im Halbfinale ausgeschieden war, würde sie sich einfach mehr anstrengen müssen, um jene Art von Mensch zu werden, der ihrer Mutter so gut gefiel. Dann würde sie auch zurückkommen.

»Ihr müsst euch um sie kümmern«, hatte Penelope an jenem Abend der Vertragsunterzeichnung beharrlich wiederholt und die Champagnerflasche über Lucys Glas gehalten, ohne ihr etwas einzuschenken, und damit die Gegenleistung gefordert.

»Hör auf«, hatte Lucy lachend gesagt. »Wir werden gemeinsam alt werden.«

»Es ist mir ernst.«

»Das weiß ich. Und das ist das Traurige daran.«

Lucy dachte häufig an dieses Gespräch zurück, wie sie alle gelacht hatten, selbst Penelope, obwohl irgendeine Vorahnung ihr etwas anderes gesagt haben musste.

Woher hätten wir das denn wissen sollen?, fragte Lucy sich regelmäßig, ein Mantra gegen die Gewissensbisse, dass sie die Ängste ihrer Freundin abgetan hatte.

Bis zu dem Moment, in dem sich das Leben unwiderruflich veränderte, war es ihr unmöglich gewesen, jene Überlebensstrategie aufzugeben, die manche Menschen als Optimismus bezeichneten, andere als Leugnen. Lucy sollte ihr Verhalten mit der Zeit als Naivität der Jugend betrachten. Katastrophen passierten immer nur anderen unglücklichen Menschen. Eine Überzeugung, an die sie sich bis zum allerletzten Moment klammerte, als das Telefon läutete – Vorbote der unfassbaren Nachricht.

Die Katastrophe ereignete sich am Morgen von Thanksgiving knapp zwei Jahre vor Lucys vierzigstem Geburtstag. Joeys Flieger hatte Verspätung, deshalb fuhr Penelope selbst los, um einer verarmten Familie eine Wagenladung Lebensmittel zu bringen. Sie ließ Tessa und June mit Rocky, ihrem Golden Retriever, im Haus zurück und raste über die Landstraße – mit großer Sicherheit war sie gerast, weil sie wusste, dass ihre Töchter allein geblieben waren.

Wie sich herausstellte, wurde die Empfängerin der milden Gaben, eine Frau namens Cassie, von ihrem Ex-Ehemann mit einer Schusswaffe bedroht. Als Penelope ankam und in der Einfahrt fröhlich hupte, wurde sie ins Haus gebeten.

Sie alle empfanden das Wissen als Trost, dass es nicht allzu lange gedauert haben konnte. Das besagten zumindest die gerichtsmedizinischen Untersuchungen, die von den Aussagen der Nachbarn über den zeitlichen Abstand zwischen dem Hupen und dem abgefeuerten Schuss bestätigt wurden. Und was Penelope auch immer durchlitten haben

mochte, es musste etwas in ihr aufgeflackert sein – der Kobold, der selbst im dunkelsten Augenblick auftauchte und feststellte: Seht ihr, ich hab's euch ja gesagt.

Nach dem Mord waren Joey und die Mädchen zu Lucy ins Strandhaus gezogen. Zuhause zu bleiben war einfach zu schwierig gewesen. Im Haus der Familie erinnerte alles an Penelope, und man hatte den Eindruck, sie würde gleich auftauchen und sie von diesem schrecklichen Albtraum erlösen, in dem sie lebten. Der Umzug bewirkte zwar eigentlich das Gegenteil, das behaupteten zumindest die meisten Leute. Aber in ihrem Schockzustand hatten Lucy und Joey blindlings die erstbeste Maßnahme ergriffen, um den Mädchen die Situation zu erleichtern. Joey arbeitete weiterhin im Bürogebäude der Stiftung, das an den großen grauen viktorianischen Familiensitz unweit des Stadtzentrums angrenzte.

Im Laufe des zweiten Sommers hatten die Mädchen angefangen, wieder ein bisschen Zeit in ihrem ehemaligen Zuhause zu verbringen. Sie zogen sogar tagsüber wieder in ihre ehemaligen Zimmer, empfingen Freundinnen oder hielten ein Nickerchen. Die Nächte verbrachte die Familie jedoch stets in Lucys Haus.

Niemand hatte das so geplant, aber wegen Joeys Reiseverpflichtungen war es ihnen einfacher und für die Mädchen weniger störend erschienen, so zusammenzuleben. Ohne es richtig besprochen oder etwas entschieden zu haben, blieben die Drei einfach bei Lucy.

Deshalb hatten sich auch die Gästezimmer von Lucys Pension geleert, die sie vor zwei Jahren schloss, nachdem der letzte Thanksgiving-Gast abgereist war. Ihre Kundschaft, darunter viele treue Stammgäste, hatte sich anderweitig umgesehen, nachdem ihre Reservierungsanfragen auch im zweiten Jahr abgelehnt wurden. Mit der Zeit rief einfach keiner mehr an.

Hin und wieder sagte Lucy zu sich, dass es an der Zeit sei, ihre Pension wiederzueröffnen. Der Gedanke wurde jedoch sogleich von dem niederschmetternden Gefühl zunichte gemacht, dass keiner von ihnen, am wenigsten Tessa und June, bereit war, zur Tagesordnung überzugehen.

Am Vormittag nach ihrer Geburtstagsparty brachte Lucy die Welt mithilfe einer uralten Gepflogenheit wieder in Ordnung. Sie hatte eine schmale Schublade ausgewaschen und mit neuem Schrankpapier ausgelegt und war im Begriff, die weißen Socken sorgfältig auf der linken Seite, die schwarzen auf der rechten Seite aufzustapeln, und in der Mitte ein Farbspektrum von Hell bis Dunkel.

Das richtige Sockenzusammenfalten war eine Fertigkeit, die man mit der Zeit erwarb. Doch es war auch ein wenig Talent erforderlich, um die Wahrheit zu sagen. Schon als Kleinkind hatte Lucy entdeckt, was viele Hausfrauen ihr ganzes Leben lang nicht begreifen konnten. Sie machte das intuitiv und erstaunte damit ihre Mutter. Die hatte sich eine Technik des achtlosen Zusammenballens angewöhnt, bei der die Socken umeinander gefaltet und die unförmigen Fußteile hineingeschoben wurden. Diese Methode strapazierte die Dehnbarkeit des Gummiabschlusses und führte dazu, dass die Socken der Trägerin schließlich um die Knöchel schlotterten. Natürlich hatte Lucy im Alter von drei Jahren das nicht wissen können. Nein, etwas ganz anderes hatte sie dazu motiviert.

Wäre ihre Mutter nicht gleichermaßen nostalgisch und optimistisch gewesen, hätte Lucys Kindheit womöglich aus unzähligen Stunden bei eifrigen Spezialisten bestanden, um zwangsneurotische Anwandlungen zu beheben. Für Lucys strenges Auge wurde nämlich die perfekte Dreieckform der Socke durch die asymmetrische Biegung des Zehenteils ruiniert.

Im Alter von drei Jahren stocherte Lucy so lange an der Ausbuchtung herum, bis sie im Fußstück verschwand, das in der Folge eine gerade Linie bildete. Wenn man diese dann mit dem Bündchen zusammenbrachte, entstand ein schönes Dreieck, welches das Ausleiern des Gummis eher zufällig verhinderte.

Mit einer Tochter konfrontiert, die darauf bestand, sämtliche Socken ihrer Eltern neu zusammenzulegen, entschied sich die Mutter, Lucys Detailverliebtheit als Zeichen visueller Begabung zu interpretieren. Die Bettlaken blieben in der Waschmaschine und bekamen Stockflecken, während Mutter und Tochter davoneilten, um sich mit Künstlerbedarf einzudecken: eine winzige Staffelei, Unmengen Papier und Fingerfarben in jedem erdenklichen Farbton.

Selbst als Lucy auf Gummihandschuhen bestand, um ihre Hände sauber zu halten, machte sich ihre Mutter noch keine Sorgen. Schließlich stammte Lucy von einer langen Reihe spanischer Juden ab, der auch der große Maler des neunzehnten Jahrhunderts, Fernando Luria, angehörte, dessen Ordnungswut legendär gewesen war. So, wie ihre Mutter die Sache sah, war zwanghafte Sturheit in Wahrheit keine Charaktereigenschaft, die es abzulegen galt. Sie hatte der Familie Luria mit Sicherheit geholfen, die Mauren, die Inquisition, die Diaspora und schließlich die Umsiedelung in die Wildnis von South Carolina zu überleben.

Lucys Mutter besaß ein unerschütterliches Vertrauen in ihre eigene Urteilsfähigkeit.

Dies führte zu täglichen Lobeshymnen seitens der Mutter, wie schön ihre Tochter doch malen könnte, was das ansonsten bescheidene Kind veranlasste, sein Talent als gegeben zu akzeptieren. Lucys Bilder waren ein Geschenk Gottes, ganz ähnlich wie ihre Gesichtszüge: das herzförmige Gesicht, das ausgeprägte Kinn, die hohen Wangenknochen und die tief liegenden grünen Augen. Diese wurden von Wimpern umrahmt, die so unnatürlich dunkel waren, dass es aussah, als benutze sie Mascara. Ihre künstlerische Begabung war in Charleston ebenso rar wie die Kombination von roten Haaren und einem warmen kupferfarbenen Teint. Sie war einfach da, genau wie die schweren antiken Möbel, das feuchte Klima und das Meer.

Dies alles bewahrte Lucy vor der janusköpfigen Bestie, welche die meisten Künstler heimsuchte: Auf der einen Seite die nagende Sorge, ob man gut genug war. Auf der anderen Seite die lähmende Angst, womöglich den Eindruck zu erwecken, vom eigenen Talent törichterweise überzeugt zu sein.

Lucy malte, so wie viele Leute kochen, das heißt täglich, ohne großes Aufhebens oder Analysen. Nicht alles gelang ihr perfekt, aber es kam ziemlich nahe an Perfektion heran.

Ihr jüngstes Werk, Die drei Grazien, war eine großformatige Nahansicht ihrer drei besten Freundinnen. Penelope, Martha und Susannah standen bis zur Hüfte im Meer, die Arme zum Himmel gereckt, wie man es häufig bei Bodsurfern, Footballspielern nach einem Touchdown und SchülerInnen von Isadora Duncan sieht. Das Gemälde war erst zur Hälfte fertiggestellt und eigentlich noch nicht einmal das. Eine Tatsache, die Lucys plötzliche Beschäftigung mit der Sockenschublade nicht gerechtfertigt erscheinen ließ. Andererseits war Joey nun von mehreren direkt aufeinanderfolgenden Reisen für ein Projekt zurückgekehrt. Er sollte in der Lage sein, einige der Fahrten und Betreuungsaufgaben für die Kinder zu übernehmen, sodass Lucy mehr Zeit in ihrem Atelier verbringen könnte.

Genau genommen war es jedoch eben dieses Ereignis, nämlich Joeys Rückkehr nach dreiwöchiger Abwesenheit, das Lucy psychisch in die Knie gezwungen hatte und sie veranlasste, Socken zu sortieren. Bevor Joey und die Mädchen in ihr Haus am Strand eingezogen waren, hatte sie sich immer sehr nach der Freiheit ihrer geliebten Arbeit gesehnt. Doch in letzter Zeit stellte Lucy fest, dass sie nicht fähig war, sich auf irgendetwas zu konzentrieren. Nicht einmal auf das, worauf früher immer Verlass gewesen war, nämlich auf ihre Routine, Kunst zu produzieren.

Vielleicht, sagte sie sich, hatte das mit ihrem vierzigsten Geburtstag zu tun. So sehr sie sich dafür tadelte, oberflächlich zu sein und an etwas so Triviales wie das Altern auch nur zu denken, hatte Lucy sich offensichtlich mit dem Virus der Midlife-Crisis angesteckt. Und das trotz der Tatsache, dass sie Penelope mit einer Intensität vermisste, als hätte man ihr in die Magengrube getreten, trotz der Tatsache, dass es sich bei der Midlife-Crisis um ein peinliches kulturelles Klischee handelte.

Lucy war in jeder Hinsicht zu kurz gekommen, mit Ausnahme bei ihrer Arbeit – und selbst das schien ihr an diesem Vormittag nach dem Geburtstag unsicher zu sein. Jedenfalls hatte sie bisher nicht das erreicht, was sie sich vorgenommen hatte. Es war,

als wäre sie von ihrem Alter aus dem Hinterhalt überfallen worden. Ohne Vorankündigung, ohne Einladungskarte war die symbolische Vierzig unter der Tür hindurchgekrochen und hatte Lucys Fantasie mit allen möglichen unerfreulichen Vorstellungen vergiftet. Am schwersten wog dabei ihr Gefühl, vom Universum für ihre Unzulänglichkeiten bestraft zu werden.

Lucy seufzte. Mit Penelope an ihrer Seite wäre alles ganz anders gewesen.

Penelopes bloße Ausstrahlung hätte Lucy aus ihrem Trott gerissen und sie nicht nur nach Paris gebracht, wo sie immer ihren Geburtstag hatten feiern wollen. Sie hätte ihr auch eine andere Sichtweise der Dinge vermittelt. Penelope konnte ihre Freundin trotz ihrer legendären Neurosen von jeder Angst befreien und sie zum Lachen bringen. Sie konnte sich über gesellschaftliche Erwartungen (Hochzeit, Familie, Investmentportfolios) auf eine Weise lustig machen, dass sie weder die Menschen verhöhnte, die diese Erwartungen erfüllten, noch es Lucy erlaubte, sich ihnen zu unterwerfen. Die Art und Weise, wie Penelope die Menschen betrachtete, die sie liebte, hatte etwas Schützendes. Denen war es dadurch möglich, gewissen bürgerlichen Gewohnheiten zu entkommen, die sie andernfalls aus den olympischen Höhen von Penelopes Wertschätzung hätten sinken lassen.

Der Sinn von Lucys Leben bestand darin, der Welt Schönheit zu bringen, hatte Penelope ihr gesagt und würde sie heute noch sagen. Nichts anderes spielte eine Rolle. Sie hatte Lucy dazu gebracht, es zu glauben, und ihr geholfen, das Ziel zu erreichen. Das war vielleicht der wahre Grund für Lucys Kummer. Wenn Lucy zuließ, dass sie in ihrer Malaise versank, würde sie ihre alte Freundin enttäuschen. Sie war dabei, den Zugang zu Penelopes Weltsicht zu verlieren. Gerade in einer Zeit, in der sie deren Zuversicht am dringendsten brauchte.

Ein Therapeut hätte vielleicht die Meinung geäußert, dass Lucy das empfand, was alle Überlebenden durchmachten. Dass sie das Leben genießen konnte, ohne deswegen Gewissensbisse zu empfinden. Und dass das absolut normal wäre.

Doch so einfach war das nicht. Lucy lebte nicht nur weiter, sie lebte allem Anschein nach das Leben der toten Penelope. Das allein wäre jedoch auch noch kein Grund gewesen, in Lucy Gewissensbisse zu wecken. Sie hatte sich immer um die Mädchen gekümmert, wenn die Eltern verreist waren. Penelope hätte gewollt, dass sie das weiterhin tat. Vor allem während Joey auf Reisen war und die Arbeit fortführte, die sie vor ihrem Tod gemeinsam erledigt hatten, nämlich Projekte der Cameron-Stiftung zu besuchen und deren Fortschritte zu überwachen.

So sehr Lucy Penelopes Töchter auch liebte, sie machte sich Sorgen, ihnen nicht gerecht zu werden. Sie war zwar vor dem unvorhersehbaren Verhalten nach dem Verlust der Mutter gewarnt worden, hatte aber gehofft, dass es den Kindern zwei Jahre später besser gehen würde. Stattdessen schien es den beiden gegen Ende des zweiten Trauerjahrs schlechter zu gehen. Tessas Essverhalten und die geringen Nahrungsmengen, die sie zu sich nahm, schienen auf etwas hinzuweisen, das sich Magersucht nannte. Je mehr Lucy versuchte, sie zum Essen zu bewegen, desto mehr Widerstand leistete die

Vierzehnjährige.

Tessa verbrachte viel Zeit damit, ihr Essen in immer kleinere Stücke zu schneiden, diese auf ihrem Teller zu arrangieren und sich Gründe auszudenken, wieso sie keinen Hunger hatte. Dabei beäugte sie zugleich alles, was ihre Tischgenossen in den Mund steckten, mit einer panischen und zwanghaften Faszination. Selbst die zehn Jahre alte June war in die Versuche einbezogen worden, Tessas Appetit zurückzugewinnen.

June aß mit solchem Genuss, dass sie für jedes Pfund, das ihre Schwester verlor, eines zunahm. Die Ängstlichkeit der Jüngeren und ihre Alpträume, unter denen sie seit dem Mord an ihrer Mutter litt, hatten jedoch in letzter Zeit stetig zugenommen. Lucy konnte sich nicht erinnern, dass es in den vergangenen sechs Monaten auch nur eine Nacht ohne June gegeben hätte. Sie kroch zu Lucy ins Bett, schlang ihre pummeligen Arme um Lucys Taille und benutzte ihren Ellenbogen als Abwehr gegen die Eindringlinge, vor denen sie sich insgeheim fürchtete.

Neben diesen Sorgen um die Mädchen gab es noch etwas anderes, was Lucy beunruhigte. Sie war wegen eines möglichen Missverständnisses am Abend vor ihrem Geburtstag verlegen, an das sie ständig denken musste. (Oder wagen wir zu behaupten, dass sie davon besessen war?)

Sie war zum Flughafen von Jacksonville gefahren, um Joey abzuholen, der aus Mexiko zurückkam. Das sollte seine letzte Reise in diesem Herbst sein. Sie diente zur Überprüfung der Fortschritte eines internationalen Projekts. Lucys Auto war eines von vielen gewesen, die im Oktoberregen um den Terminal kreisten. In ihrem Kopf wirbelten eingebildete Nachrichten von Flugzeugabstürzen, Raubüberfällen und Lungenembolien wild durcheinander. Erst nach ihrer vierten Umrundung erspähte sie ihn am Straßenrand.

Trotz des warmen Wetters trug Joey einen Trenchcoat. Seine wirren braunen Haare brauchten einen neuen Schnitt, und tiefe Schatten lagen unter seinen müden Augen. Er runzelte die Stirn über seiner leicht gebogenen Nase, als wünschte er, sich vor jeder Empfindung abzuschotten. Lucy hatte auf der Abholspur angehalten und war ausgestiegen, um den Kofferraum zu öffnen. Sie streckte den Arm aus, um ihm mit seinem Gepäck zu helfen – trotz der Tatsache, dass Joey stark genug war. Er hatte die Figur eines Gladiators und wirkte so gar nicht wie ein Mann aus einer Zeit, in der Krieger Regenmäntel trugen und in großen metallenen Streitwagen in ferne Länder flogen. Etwas an seiner Haltung, eine große Verletzlichkeit, hatte Lucy überrascht und sie veranlasst, ihre sonstige Zurückhaltung aufzugeben und ihm ihren Mund darzubieten, während sich ihre Finger auf dem schwarzen Griff seines Koffers berührten. Diese Bewegung war ihr natürlich erschienen, als ob sie ihr ganzes Leben nichts anderes getan hätte.

Im Licht der Scheinwerfer konnte sie Joeys Blick nicht sehen und bemerkte nur die hastige Bewegung seines Kinns, als er sich abwandte. Bis der unter Jetlag leidende Passagier ihr mitgeteilt hatte, dass er sich eine schreckliche Erkältung eingefangen hätte, redete Lucy sich ein, ihm könnte die Intimität ihrer Annäherung unmöglich entgangen sein.

So rasch sie konnte, ging sie auf Abstand und zu einer Umarmung über, die ebenso

flüchtig wie peinlich war, wodurch der bisher übliche Sicherheitsabstand wiederhergestellt wurde.

So sehr Lucy es in Gedanken auch abwiegelte, sie hatte Angst, vielleicht eine unsichtbare Linie überschritten zu haben. Sie hatte Joey in Verlegenheit gebracht, ihre Freundschaft aufs Spiel gesetzt. So viele Jahre kannte sie ihn schon und wappnete sich stets gegen die Anziehungskraft dieses Mannes. Und nun hatte sie einfach einem Impuls nachgegeben, von dem sie nicht einmal sicher war, ob er dem Wunsch entsprang, die Dinge würden sich ändern.

Solange Lucy ihn kannte, hatte Joey immer zu Penelope gehört. Sie hatten sich im ersten Jahr an der Universität von Virginia kennengelernt. An einem Ort, den auch Lucy gewählt hatte, um dem Südstaatenslang zu entkommen. Nur um dann festzustellen, dass die gedehnten Vokale auch aus dem Mund ihrer redseligen Zimmergenossin sprudelten.

Penelope hatte die nachlässige Aussprache der Südstaatler mit einem Augenzwinkern und einem Nicken überbetont, die Silben noch mehr in die Länge gezogen und mit den Wimpern geklimpert.

»Penelope Cameron May. Du siehst umwerfend aus, Süße. Kannst mich trotzdem Penny nennen, ich mache dich sowieso fertig.«

Eines Nachts in jenem Herbst hatten die beiden Zimmergenossinnen auf dem quadratischen Rasenstück im Innenhof gesessen und sich nach ein paar Drinks einen Joint geteilt. Penelope deutete auf Joey, der ein zerschlissenes Flanellhemd trug und einem Freund eine fluoreszierende Frisbeescheibe zuwarf.

»Ich stehe auf Heathcliff«, murmelte sie und stützte sich in einem gespielten Ohnmachtsanfall auf die Ellenbogen.

Lucy, die zu viel Pot geraucht hatte, konnte mit dem Lachen gar nicht mehr aufhören, zum einen wegen der sinnbildlichen Vorstellung, auf einen Jungen zu »stehen«. Zum anderen, weil die Bezeichnung Heathcliff zu dem grüblerischen Hünen so gut passte, der sich vor ihren Augen elegant bewegte.

Lucy hätte sagen können, sie stehe ebenfalls auf ihn. Doch dazu wäre ein klarer Kopf notwendig gewesen. Und einen Unterschied hätte es aus ihrer Sicht auch nicht gemacht.

Joey und seine Freunde, die sich auf Penelopes Einladung hin zu den Mädchen gesellten, waren von Penelopes offensichtlichen Vorzügen fasziniert gewesen: ihrer unbekümmerten Schönheit, der rauchigen Stimme und jener Art begüterter Selbstsicherheit, die anhaftete. Angefangen bei den glänzenden Haaren über die kostspielig einfache Kleidung bis hin zu den salzverkrusteten Bootsschuhen, Überbleibsel des Sommers, den sie auf dem Segelboot vor Nantucket verbracht hatte. Penelope war nicht nur reich und gut aussehend, sie besaß auch jene Art von Sinnlichkeit, die Martha später als »Sex auf dem Silberlöffel« bezeichnen sollte.

Sie entzog sich jedoch einer genauen Beschreibung, denn wenn man ihre Wesenszüge analysierte, dann waren sie nicht gerade außergewöhnlich. Die Art und Weise, wie sie sich gab, hatte etwas von der Trägheit einer Katze und ließ Männer an zerwühlte Laken am Nachmittag denken. Frauen dagegen flößte sie Angst vor eben diesen Fantasien ihrer

Freunde ein.

An jenem Donnerstagabend begann die Liebesaffäre von Joey und Penelope. Lucy machte es sich im Rückblick zur Gewohnheit, ihre ursprünglichen Empfindungen für Joey als Strohfeuer zu bezeichnen. Entfacht durch zu viel Marihuana, durch das berauschende Abenteuer, aufs College zu gehen, und durch Penelopes zufällige Anspielung auf Heathcliff. Dazu kam die Tatsache, dass Joey augenblicklich tabu geworden war. Dadurch wird, wie jedes Mädchen weiß, jeder Mann attraktiver als er eigentlich ist.

Es war Lucy in Fleisch und Blut übergegangen, ihre Gefühle zu unterdrücken. Genau genommen unterdrückte Lucy die Erinnerung daran, dass ihr beim Verlust ihrer Jungfräulichkeit alle möglichen Bilder durch den Kopf schossen, darunter auch der seelenvolle Heathcliff.

Im Laufe der Zeit hatte Lucy großes Geschick darin entwickelt, sich gegen jede Anziehungskraft abzuschotten und derlei aufkommende Gefühle sofort in der Schublade mit der Aufschrift »unmöglich« zu verstauen. Stattdessen stürzte sie sich in ihre Arbeit, die stets eine verlässlichere Quelle der Erfüllung war als Liebesaffären.

Mit der Zeit ging sie dazu über, Joey im eher platonischen Licht der Freundschaft zu betrachten, als Eigentum ihrer Freundin und Förderin Penelope.

Deren gelegentliche Klagen über Joey und die Auseinandersetzungen im Alltagsleben der Familie wappneten Lucy mit einem Schutzschild gegen die heimtückische Frage, was wohl passiert wäre, wenn sie als Erste Anspruch auf Joey erhoben hätte.

Doch in letzter Zeit bekam Lucys Schutzschild deutliche Risse. Während Joey drei Wochen auf Reisen gewesen war, hatte sie sich entspannt der alltäglichen Betreuung der Mädchen widmen können, ohne sich gegen die zunehmende Anziehungskraft des Vaters stählen zu müssen. Seine Rückkehr hatte sie jedoch ein wenig überrumpelt, was zu dem missglückten Kuss am Flughafen führte. Die Zurückweisung rieb Salz in die Wunde des Verlusts ihrer besten Freundin, auch wenn der Kuss ein Verrat an eben dieser Freundin zu sein schien.

Aus all diesen Gründen war Lucy bekümmert und gab sich der Hoffnung hin, im Sortieren der Socken Trost zu finden.

Bis Lucy die schwere Holzschublade schließlich zuschob, war sie zu einer Entscheidung gelangt. Wenn der Gott, der ihr beim Malen half, das weiterhin täte, wenn die nächtlichen Bilder, die June ängstigten, verschwänden und wenn Tessas Appetit zurückkäme, dann würde sie aufhören, so albern über ihren vierzigsten Geburtstag zu jammern und von Joey zu träumen. Sie würde Pläne schmieden, wie sie ihre Schulden zurückbezahlen und wieder auf Kurs kommen konnte.

Krieg dein Leben in den Griff, Mädels, sagte sie zu sich, krieg dein Leben endlich in den Griff.

Gegen Mittag waren Susannah und Martha für eine Manöverkritik der Party bei Lucy aufgekreuzt. Ihre Schaukelstühle standen nebeneinander auf der unteren Veranda der Pension, mit Blick auf die Einfahrt, wo Joey und die Mädchen sich gerade in ein Oldtimerkabrio zwängten.